

Die Andacht

zur

seligsten Jungfrau Maria

Dritter Beweggrund zur andächtigen Verehrung der Gottesmutter

Ihre Heiligkeit

1. Der Name mild und stark würde der göttlichen Vorsehung, welche doch dieser Eigenschaften selbst sich rühmt, wohl kaum gebühren, wenn sie zu den Zwecken, die sie mit großer Stärke verfolgt, nicht auch mit eben so großer Milde die geeigneten Mittel auszuwählen wüßte. Da nun Gott will, daß seine Mutter unter allen seinen Geschöpfen das geliebteste und geehrteste sei, so muß er sie auch der größten Liebe und Ehre am würdigsten machen. (s. Weish. 8, 1)

Mit dieser hellen Leuchte in der Hand will ich euch zu der unergründlichen Tiefe der Heiligkeit Mariens führen, in welche ich euch jetzt hinab geleiten muß, damit ihr sicher darin wandelt, ohne Gefahr, euch zu verlieren, obwohl auch ihr jenen Überzeugungen nahe kommen werdet, mit welchen die Heiligen einmütig von der Gottesmutter sprechen, - Überzeugungen, welche auf den ersten Blick allerdings jähren Abstürzen ähnlich sehen mögen – so irrig oder übertrieben können sie euch erscheinen.

Drei Umstände bezeugen uns klar die Fülle der Gnade in Maria, einer Gnade, welche wohl auf andere Heilige tropfenweise sich niedersenken konnte: „*Wie Güsse träufeln auf die Erde*“ (Ps. 71, 6), auf die seligste Jungfrau aber ganz ohne Rückhalt niederströmte: „*Wie Regen auf das Vließ*“ (Ps. 71, 6), - so überschwänglich kam dieselbe auf sie herab.

Diese drei Umstände sind: der Zweck oder das Ziel dieser Gnade, die Quelle derselben und die Mitwirkung, welche die seligste Jungfrau eben dieser Gnade leistete. Es heißt ja gerade deshalb von Maria, daß sie wie ein Vließ die Gnade ganz in sich einsog, weil sie dieselbe niemals unverrichteter Dinge an sich abgleiten ließ, wie dies bei der Erde stets viel leichter der Fall ist.

I.

2. Für's erste ersieht man die Fülle der Gnade in Maria aus dem Zwecke derselben.

Der Herr liebt es, seine Gaben je nach dem Verhältnisse der Pflichten auszuteilen, die er jemand auferlegt. Deshalb schüttete er seinem Vorläufer, dem heiligen Johannes dem Täufer, einem Petrus, dem obersten Haupt der Kirche, einem Paulus, dem ausgezeichnetsten Verbreiter des Christentums, so viele herrliche Vorzüge in den Schoß; deshalb sprach der Herr auch zu Moses: „*Nehmen will ich von deinem Geiste und ihnen geben*“ (Num. 11, 17), - jenen sieben Männern nämlich, welche an seiner Statt die Regierung des Volkes zu führen hatten; denn da Gott ihnen dieses Amt mitgeteilt hatte, mußte er ihnen notwendigerweise auch die angemessene Gnade verleihen, um dasselbe zu verwalten.

Erinnert euch nun in Kürze alles dessen, was wir in dem vorhergehenden Hauptstücke über die Größe und Erhabenheit gesprochen haben, welche in der wunderbar hehren Würde der Gottesmutter liegt: erinnert euch, daß sie in der Ordnung der Dinge einen Rang einnimmt, welcher über alles bloß Geschaffene weit hinausragt, daß sie in den Bereich der hypostatischen Vereinigung in geheimnisvoller Weise eintritt und, wie der heilige Thomas sagt, „durch ihren eigentümlichen Beruf als Mutter den Grenzen der Gottheit am nächsten kommt“; und ihr werdet euch sogleich

überzeugen, daß jedes Urteil, welches man sich über die Gnadenfülle der seligsten Jungfrau bildet, und sei es auch noch so hoch, stets weit hinter der Wahrheit zurückbleibt, weil es auch allezeit eben so weit hinter dem unendlich erhabenen Berufe zurücksteht, der ihr auferlegt worden ist.

Ist die Höhe eines Obeliskens bestimmt, so wissen die Baukünstler sogleich mit aller Sicherheit anzugeben, welches Piedestal für ihn passend sei. O der wunderbaren Höhe der Mutterwürde, welche Maria verliehen worden ist! Bist du gewissermaßen unendlich, welches ein Übermaß von Heiligkeit wird dann erforderlich sein, um dir gleichsam als Fußgestell zu dienen?

Hätte ich ein Fußgestell zu errichten, das für jenen apokalyptischen Engel sich eignete, der wie ein Koloß von unerhörter Größe mit einem Fuße auf dem Festland stand und den andern auf das weite Meer setzte (Apk. 10, 1,2), - wer könnte zweifeln, daß alle Berge der Apenninen und alle Riesenhöhen der Alpen zu klein wären für eine so gewaltige Last? Und ich sollte den Mut haben, den Grundriß eines Fußgestells für ein Bild derjenigen zu entwerfen, welche mit der Unermeßlichkeit ihres Schoßes den Umfang, der des Meeres und der Erde Schöpfer ist?

3. Erwäget ferner, daß die gnadenverleihende Vorsehung bei der Heiligkeit, welche sie der Gottesmutter mitteilte, z w e i Rücksichten zu nehmen hatte: die eine auf u n s und die andere auf Christus; denn zur nämlichen Zeit bestimmte sie Maria sowohl Christus dem Heiland als uns Menschen zur Mutter.

Was nun fürs erste uns betrifft, so durfte die seligste Jungfrau keineswegs nur zwei Völker in ihrem Schoße tragen, wie einst die Rebekka, welcher der Engel zu ihrer höchsten Ehre sagte: „Zwei Völker werden in deinem Schoße sein“ (Gen. 25, 23), sondern alle Auserwählten mußte sie unter ihrem Herzen umfassen: „Dein Leib ist wie ein Weizenhaufen, umsteckt mit Lilien“ (Hohel. 7, 2).

So mußte sie als wahre Mutter der Lebendigen, das Verderben wieder heilend, welches Eva, die vielmehr eine Mutter der Toten war, angerichtet hatte, eine Art von Vorrang erhalten, vermöge dessen sie das Haupt als der Ihrigen wurde, - einen Vorrang, ähnlich demjenigen, dessen Christus sich erfreut. Wie daher die Gnade, welche Christus als Mensch besaß - ich meine die ihm als Haupt der Erlösten eigentümliche Gnade - zwar nicht unendlich war (denn eine solche kann nicht verliehen werden), wohl aber unaussprechlich groß sein mußte; so konnte auch die der seligsten Jungfrau gewährte Gnade nicht anders als unaussprechlich groß sein.

Als Mutter der Auserwählten hat sie, wie schon bemerkt, auch gewissermaßen Teil an dem Range und an der Würde eines Hauptes derselben. Es war demnach ganz geziemend, daß Gott sie in einem Verhältnis, welches dieser Würde entsprach, mit seiner Gnade bereicherte; und wie er bei der Bildung des Meeres den Willen hatte, daß in dasselbe alle Flüsse sich vereinigen sollten: „Es sollen sich sammeln die Wasser an einem Ort“ (Gen. 1, 9), so vereinigte er auch, als er Maria schuf, in Einem Herzen alle Gnadengaben, welche sonst unter den übrigen Menschen verteilt sich finden; und wie das Meer nicht überfließt (Ekk. 1, 7), so strömt auch Mariens Herz bei aller Gnadenfülle nicht über, weil jene Gnaden insgesamt ihr weites Bett - den großen Beruf, welcher ihr geworden ist - nicht übersteigen.

4. Was dann für's Zweite C h r i s t u s anbelangt, so gebührte es sich unstreitig, daß seine Mutter ihm in allem höchst ähnlich war und ihm überall zunächst stand, so weit das Wesen eines bloßen Geschöpfes, das stets an und für sich beschränkt ist, dies nur immer gestattet.

Aristoteles lehrt, daß die Gesetzgeber sehr auf die Trefflichkeit der Frauen Bedacht nehmen sollen, weil sie, wenn Mütter geworden, die Hälfte ihrer Kinder sind: „Eine geordnete Staatskunst muß nicht wenig Aufmerksamkeit den Frauen zuwenden, ja sehr viel sogar, weil die Mutter die Hälfte der Kinder ist.“ Wer dürfte daher denken, daß der höchste Gesetzgeber nicht sehr auf die seligste Jungfrau Bedacht genommen habe, da er in ihr nichts Geringeres als die Mutter des göttlichen Wortes schuf, so daß man, wenn der Sohn, den sie gebar, nicht unendlich und deshalb auch unteilbar wäre, sie mit Recht die Hälfte dieses ihres Sohnes nennen könnte?

Die Mütter sind gewissermaßen die belebten Formen ihrer Kinder, und wie es daher nur selten

vorkommt, daß die Kinder ihnen nicht in den Gesichtszügen gleichen, so tritt der Fall noch seltener ein, daß dieselben in Sitte und Wandel nicht nahezu eins mit den Müttern werden.

5. Nehmet an, daß die seligste Jungfrau nicht auserwählt worden wäre, um Jesus zu gebären, sondern bloß, um mit ihrer Milch ihn zu nähren, - wie viele Rücksichten hätten nichts desto weniger bei einer solchen Wahl beobachtet werden müssen!

Es ist allbekannt, wie viele Beratungen stets an königlichen Höfen gepflogen werden, wenn es sich darum handelt, für den erstgeborenen Prinzen eine Amme zu bestellen: wie viele Ärzte zu diesem Behufe um ihr Gutachten gefragt, wie viele Erkundigungen eingezogen, wie viele Nachfragen angeordnet werden. Es ist dies ein ganz richtiges Verfahren, wie Plato behauptet, indem er den Persern sein Lob zollt, welche durch ein besonderes Gesetz verpflichtet waren, stets die angesehenste Prinzessin im Reich zu jenem Amt zu berufen. Denn wer wüßte nicht, wie leicht sowohl die Tugenden als die Laster, welche der Amme nicht bloß von Natur aus, sondern auch vermöge ihrer freien Willensbestimmung eigen sind, durch die Brüste, wie durch zwei geheime Leitwege, in das Kind übergehen? So erzählen uns die römischen Geschichtsschreiber, ihr Kaiser Tiberius sei ein Trunkenbold gewesen, weil seine Amme den Wein so sehr liebte, daß sie ihn bisweilen mit der Milch vermischt dem Kinde zu reichen pflegte. Ebenso stellen sie uns den Kaiser Caligula als ein grausames Ungeheuer dar, weil eine Amme häufig, wenn sie ihn säugte, ihre Brust an der Spitze mit Blut bestrich, als ob sie nicht einen Cäsar von Rom, sondern einen jungen Tiger nährte, der, einmal erwachsen, alle seine Krallen mit Roms Blut beflecken sollte.

Ich wiederhole deshalb: wenn die seligste Jungfrau den Sohn Gottes auch nur einmal an ihre Brust hätte drücken müssen, um ihn, nicht als Mutter, sondern als gewöhnliche Amme mit ihrer Milch zu nähren, so hätte es sich doch gebührt, daß die göttliche Vorsehung mit größter Sorgfalt bei ihrer Schöpfung zu Werke gegangen wäre. Um wie viel mehr wird also dies der Fall sein, da sie allein den ersten Stoff zur Bildung jenes heiligsten Leibes und die erste Nahrung dem göttlichen Kinde bieten mußte, indem sie es nicht einmal, sondern viele hundertmal an ihrer gesegneten Brust trinken ließ!

6. Entgegnet mir auch nicht, es sei eine eitle Furcht, daß etwa minder gute Sitten der Mutter in die Heiligkeit Jesu Christi, die keiner Verletzung unterworfen war, sich störend hätte eindringen können. Denn diese Unverletzlichkeit ist nur ein besonderer Ausnahmefall; wer wüßte aber nicht, daß man bei jeder Tat auf das schauen müsse, was die Natur der Dinge an und für sich mit sich bringt?

Auch das Blei kann niemals selbst nur das kleinste Teilchen seines schlechten Metallstoffes in einen Diamanten übertragen. Und doch – welcher Künstler hat je einen Diamanten in Blei gefaßt? Hättet ihr den Auftrag, jene wundervolle Perle, welche einst dem Könige Philipp III. von Spanien als unvergleichlich schöner Schwertknopf diente, in ein Geschmeide zu fügen, würdet ihr dann zu einem solchen Einsatze nicht den kostbarsten Schmelz wählen, der sich finden ließe? Gewiß, denn wenn auch eine so erstaunlich große Perle an und für sich schon wertvoll genug ist, so macht sie nicht desto weniger der Emaille und diese ihr hohe Ehre.

So mußte auch zwischen Christus und seiner Mutter ein gewisses Verhältnis, wenn nicht gleicher, so doch ähnlicher Heiligkeit bestehen, und er, als kostbare Perle sonder Gleichen, ehrt demnach die Mutter, und die Mutter, als prachtvolle Emaille, um so herrlicher, je glanzreicher sie ist, ehrt hinwieder den Sohn, obwohl derselbe dieser Ehre nicht bedarf: „Der Kinder Ruhm sind ihre Väter“ (Prov. 17,6).

II.

7. Die zweite Ursache der Gnadenfülle in der Gottesmutter liegt in der **Q u e l l e**, von welcher diese ausgeht: in der **L i e b e** nämlich, welche Christus gegen die seligste Jungfrau trägt, - eine Liebe, welcher die Heiligkeit des geliebten Gegenstandes vollkommen entspricht. Denn bei Gott war

jemanden wohl wollen und diesem das Gewollte mitteilen, stets ein und dasselbe.

Um euch nun einen ausreichenden Begriff von dieser wunderbaren Liebe zu bilden, würde es schon genügen, wenn ihr euch ins Gedächtnis zurückriefet, was ich schon früher einmal gesagt, daß nämlich die göttliche Liebessonne mit viel huldvollerem Blick den Mond betrachtet, als alle Sterne mit einander, obwohl deren Zahl so groß ist: „Gott liebt die seligste Jungfrau allein mehr als alle übrigen Heiligen“; und daß der Herr als weiser Kaufmann, nachdem er einmal einen so reichen Schatz von Blut nieder tauen lassen wollte, viel mehr darauf bedacht war, jene einzige ihm liebe Perle zu gewinnen, als die ganze große Menge aller anderen kleineren Perlen.

Indessen, wenn auch diese Erinnerung schon genüge, was hindert mich denn, euch dasselbe Bild, das ich euch bei einer anderen Gelegenheit schauen ließ, in noch besseres Licht zu stellen? Auf diese Art werdet ihr euch ein noch trefflicheres Urteil bilden, indem ihr die Gründe heiliger Kindespflicht betrachtet, welche Christus zur Liebe gegen seine reinste Mutter bestimmten: und zwar für's Erste die Gründe, die ihn im Allgemeinen als Sohn bestimmten, und dann diejenigen, welche für ihn insbesondere, nicht bloß in so fern er Sohn, sondern auch in so fern er gerade dieser Sohn war, bindend sein mußten.

8. Die größte Verbindlichkeit, welche sie in der Natur findet, ist offenbar diejenige, welche die Wirkungen gegen ihre Ursache haben.

Der Bach, der so eilig dahin rauscht – hätte er Verstand, o wie oft würde er mitten in seinem Laufe sich zurückkehren und die Quelle begrüßen, deren unversieglige Ader ihn unaufhörlich mit neuem Silber bereichert! Und auch das Licht, das schöne Kind einer noch viel schöneren Mutter – hätte es Verstand, um seinen Ursprung zu erkennen, wie sollte es nicht zur Bezeugung seiner gerechten Dankbarkeit immer wieder alle seine glänzenden Strahlen zu ihr zurückwenden?

Wenn nun diese Verpflichtung in allen Wirkungen so groß ist, so muß sie in denjenigen, welche ein edleres Sein empfangen, noch viel größer sein. Deshalb hat die Pflicht eines Sohnes keine Grenzen, weil er niemals genugsam danken kann. „Gott und den Eltern“, sagt der große Philosoph, dem der heilige Thomas hierin beipflichtet, „Gott und den Eltern können wir niemals nach Gebühr unseren Dank bezeigen.“ Gott und den Eltern kann man auf Erden nie eine angemessene Vergeltung erweisen, - so groß ist die Schuld, welche jeder Mensch gegen diejenigen hat, die ihm sein menschliches Sein gegeben haben.

9. Dieses allgemeine Band nun, welches jedes Kind so fest und enge umschlingt, mußte, wie mir scheint, aus zwei Gründen noch eine ganz besondere Kraft haben, um Christus desto stärker zu verpflichten.

Für's Erste war die Pflicht bei Christus nicht zwischen Vater und Mutter geteilt, wie bei allen übrigen Menschen, welche vom Weibe zwar, aber aus dem Manne, empfangen, hierin den Blumen im Garten gleichen, da diese auch einen Teil ihres Daseins der mütterlichen Erde verdanken, welche sie hervorbrachte, den anderen Teil dem Manne, der die Erde bebaute. Christus aber war keine Garten-, sondern eine Feldblume (Cantic. 2,1), wie das prophetische Bild sagt, und als solche ist er aus Maria der Jungfrau einer unberührten und unversehrten Erde, ohne irgend eines Mannes Werk, empfangen und verdankt ihr allein sein Dasein hier unter uns.

In diesem Sinne konnte er sie deshalb auch ganz mit Recht so oft seine Einzige nennen. (ebd. 6,8)

10. Für's Zweite gab Maria ihrem Sohne, Christus dem Herrn, nicht bloß das höchste aller Güter, das Dasein nämlich, sondern sie gab ihm dasselbe auch in der besten Weise, in welcher es gegeben werden kann, nämlich aus Liebe.

Die anderen Mütter kennen ihre Kinder nicht, bevor sie dieselben gebären; wie sie daher diesen Kindern nach deren eigener und besonderer Persönlichkeit vor ihrer Geburt nicht wohl wollen können, so können sie dieselben auch nicht persönlich aus der ganzen unendlichen Menge von Kindern auswählen, welche aus ihrem Schoße ans Licht treten könnten.

Aus diesem Grunde verliert auch die Wohltat, welche sie gerade diesem und keinem Andern

erweisen, viel von ihrer Größe, weil sie ihm dieselbe zufällig zukommen lassen.

Gewiß schulde ich dem Himmel großen Dank, der, während ich schlafe, mit eben so vielen Augen über mich wacht, als Sterne von ihm hernieder funkeln; aber wie viel mehr Dank würde ich ihm schulden, wenn jene Augen, die er zu meinem Besten über mir offen hält, mich unter allen übrigen so sehr bevorzugten, daß sie mir allein vor allem Anderen Hilfe und Glück spenden wollten!

Dies ist nun gerade bei Maria der Fall. Sie empfing ihren großen Sohn nicht, ohne ihn vorher zu kennen, zu lieben, zu bevorzugen. Ihm allein öffnete diese wunderbare Muschel wie einem himmlischen Tau ihren jungfräulichen Schoß, der durch das vollkommenste Gelübde einem ganzen Meer, der ganzen übrigen Menge von möglichen Geschöpfen, verschlossen war.

Dies war für Christus so wertvoll, daß er, damit sie ja nicht wie andere gewöhnliche Mütter zu ihm sagen könnte: „Ich weiß nicht, wie du in meinem Schoß erschienen bist“ (2. Mach. 8,22), in diesen heiligen Raum nicht eintreten wollte, ohne vorher eine ausdrückliche Einwilligung von ihr erhalten zu haben: „Er wollte aus ihr nicht Fleisch annehmen, wenn sie nicht selbst es ihm gewährt hätte“ (Gulielm. in Cantic.); er wollte auf diese Weise sich selbst viel mehr dem Herzen, als dem Schoß seiner Mutter zu verdanken haben, dessen wahre Frucht er doch war.

11. Und wenn ich hier offen von einer S c h u l d spreche, welche Christus gegen Maria hatte, so nehme ich dieses Wort in der strengsten Bedeutung, in der es gebraucht werden kann. Denn darin besteht ja der eigentümlichste Vorzug der seligsten Jungfrau, daß sie allein unter allen Geschöpfen die Gläubigerin Gottes ist. „Den Gläubiger aller“, sagt der heilige Methodius, „hat sie zu ihrem Schuldner.“

Auch den anderen Heiligen gegenüber macht sich Gott zum Schuldner; dies ist ganz richtig; aber in welcher Weise? Durch sein Versprechen: „Nicht durch Nehmen, sondern durch Versprechen macht er sich zum Schuldner“, wie der heilige Augustinus so schön bemerkt.

Der seligsten Jungfrau gegenüber machte er sich aber zum Schuldner, indem er von ihr das menschliche Dasein empfing; und darum ist sie allein es, an welche der Apostel nicht ungescheut die Frage stellen dürfte: „*Wer gab ihm etwas zuvor, daß es ihm vergolten werden müßte?*“ (Röm. 11, 35) Denn wenn der Apostel die seligste Jungfrau so fragen würde, so müßte sie antworten: „Ich habe ihm, vor jedem menschlichen Willen von seiner Seite, das natürliche Sein gegeben, dessen er sich erfreut, indem ich ihn zum Menschen machte; ja ich habe es ihm nicht bloß gegeben, sondern sogar vor der Zeit mitgeteilt, indem ich durch mein Flehen seine Ankunft auf dieser Welt beschleunigte.“

12. Haltet nun ein wenig inne, nachdem ihr diese Stelle gelesen, und erkläret mir, wenn ihr es vermöget, worin die Zeichen der Dankbarkeit und Anerkennung bestanden haben müssen, welche ein solcher Sohn einer solchen Mutter erwies.

Er, der für einen Becher voll Wasser, den man ihm auf Erden reicht, dort über den Sternen einen Strom von Lust und zwar einen ewigen Strom von Lust als Belohnung verheißt, - Welch ein Meer von Gnaden wird er auf jene ausgegossen haben, welche ihm sogar das Blut ihrer Adern gab, indem sie es in sein heiligstes Fleisch umwandelte, da sie ihn als zartes Kindlein empfing, und dasselbe Blut ihm später als Milch zu trinken reichte, da sie ihn säugte und nährte!

Wenn Jesus Christus sogar dem, der ihm das Leben raubte – was der undankbare Mensch getan – sich selbst gab; was wird der derjenigen gewährt haben, die ihm sein Leben gab?

Ja fürwahr, dies sind Erkenntnisse, welche eine menschliche Zunge nimmer auszusprechen vermag: „Wie groß die unaussprechliche Gnade der Heiligkeit im Leibe der seligsten Jungfrau war, ist dem allein bekannt, der aus ihrer Natur seine Natur empfing“, sagt der heilige Augustinus. Die Größe jener Morgengabe, welche das göttliche Wort mit sich brachte, als es sich mit Maria vermählte, ist bloß dem allein bekannt, der diese Mitgift gab.

Hieran läßt sich nicht zweifeln. Es war dies die einzige Gelegenheit, bei welcher Gott einmal die schöne Tugend der Dankbarkeit ausüben konnte. Es war demnach geziemend, daß er sie auch seiner

würdig übte und seinen allmächtigen Arm hierzu aufbot. Denn es handelte sich darum, eine so überschwängliche Schuld abzutragen, daß, wenn der Gott, welcher Sohn der Jungfrau Maria wurde, nicht wie wahrer Mensch, so auch wahrer Gott gewesen wäre, er in seinem ganzen Schatz niemals eine hinreichende Summe gefunden hätte, um jener Schuld vollständig zu genügen.

13. Die Menschen erkennen unter sich diese Dankespflicht, obwohl sie so sehr von der Gerechtigkeit geboten ist, niemals in ihrer vollen Größe an, weil sie in ihrer Umgebung keine Beispiele einer vollendeten Erfüllung derselben zu sehen pflegen.

Gewöhnlich lieben die Eltern ihre Kinder viel mehr, als sie von diesen geliebt werden; und die Liebe, obwohl ein Feuer, bewahrt hier die Natur des Feuers nicht, weil ihre Flamme abwärts brennt. Aber die Liebe, welche Christus zu seiner Mutter trug, unterlag, weil unendlich rein, wie ein Feuer in seiner Sphäre, nicht den unedlen Eigenschaften, welche von unserm Stoffe sich an dasselbe zu heften pflegen; und daher liebt Christus – im Gegensatz mit den anderen Menschenkindern – ohne Vergleich viel inniger, als er geliebt wird, und wollte in der ihm geziemenden Weise seine Mutter mit jener Fülle der Heiligkeit begabt sich bilden, wie eine größere nach Gott nicht gedacht werden kann; denn er hatte Weisheit und Macht, um sie so zu bilden, wie er sie wollte.

14. Hätte ein ausgezeichnete Maler sich nach eigener Idee seine Braut zu malen – unter der Bedingung, daß er sie gerade so im Original erhalten werde, wie er ihr Bild auf der Leinwand entwerfe, - sagt, würde er wohl Fleiß, Nachdenken, Sorgfalt sparen, um sie schön zu machen? Welch einen Reiz des Antlitzes gäbe ihr ein Guido auf seinem Bilde! Welch eine majestätische Haltung würde ein Raphael hinzufügen! Welch eine Lebendigkeit des Ausdruckes wüßte ihr ein Tizian zu verleihen! Ich glaube, diese großen Künstler würden sich über die Natur beklagen, weil sie keine Farben bietet, die ihrer herrlichen Idee entsprächen; und über die Kunst würden sie sich beschweren, weil sie keine Ideen schafft, die ihren heißen Wünschen genügen.

Ich möchte nun sagen, daß der Fall, von dem wir sprechen, ein ähnlicher ist, wenn die menschlichen Dinge den göttlichen würdig als Gleichnis dienen können. Wer könnte aber dann denken, daß das ewige Wort in anderer Weise gehandelt habe? Daß dasselbe, während es allein unter allen die Macht besaß, sich nach Gefallen jene Jungfrau zu bilden, welche nicht bloß seine Braut, sondern auch seine Mutter sein sollte, dies nicht in der vollkommensten Art getan habe?

Oder warum sollte Gottes Sohn dies nicht tun? Fehlte es seiner Hand vielleicht am Können? Fehlte es seinem Verstand am Wissen? Oder gebrach es der höchsten Liebe an Dankesgefühl?

Ich weiß, daß Er nicht so von sich sprach, wo er in der heiligen Schrift die Worte niederlegte: „*Die Weisheit hat sich ein Haus gebaut.*“ (Prov. 9, 1) Habet ihr den Sinn wohl erwogen? Gottes Sohn nahm nicht ein beliebiges Haus, wie man zu sagen pflegt, zur Miete, um darin zu wohnen: er berief nicht ein gewöhnliches Weib in seinen Dienst, damit sie ihm Mutter würde; sondern er machte sich jenes Haus selbst, und zwar nicht in was immer für einer Weise, sondern er baute es; das heißt, er machte es nicht, wie alle übrigen geschaffenen Dinge, ohne gleichsam über das nachzudenken, was er machte: „Er sprach und die Dinge wurden“ (Ps. 32, 9); sondern er machte es nach einem wohlüberlegten Plan, mit aller Sorgfalt, mit aller Kunst, nach sicherem Maße: er baute es und baute es sich.

Er baute es nicht, um es an jemand andern zu vermieten, sondern einzig und allein für sich; das heißt, er baute es, damit es ein Gottes würdiges Haus sei.

Ich sage ein Haus. Denn er baute es nicht, um sich desselben als eines Tempels zu bedienen, wo er als Gott mit Majestät thronen wollte; sondern er baute es als Haus, um darin seine trauliche Wohnung zu nehmen, um seine Ruhe, sein stilles Glück darin zu finden. „Die Weisheit hat sich ein Haus gebaut.“

Und wenn dem so ist, wird sie nicht darauf bedacht gewesen sein, es mit allen jenen Vollkommenheiten, Vorzügen und Eigenschaften auszustatten, welche es ihr lieber und werter machen konnten?

15. Schließen wir also unsere Betrachtung über diesen Gegenstand folgendermaßen. Wer die ganze Menge der herrlichen Schätze kennen lernen will, welche Christus in Marias Schoß niederlegte, der suche sich die einzelnen Teile mittelst nachstehender Übersicht zusammenzustellen: Ein G o t t, der einer M u t t e r seine Gaben spendet; der sie ihr spendet, um der großen L i e b e nachzukommen, welche er zu ihr trägt; und der sie ihr spendet, um die größte und einzige S c h u l d abzutragen, in welche er jemals seinen Geschöpfen gegenüber geraten konnte.

Ich weiß, daß der König Salomon, der so reich war, nicht arm wurde, als bis er zu lieben begann. Aber von dir, großer König der Herrlichkeit! - was soll ich da sagen? Ich kann nicht sagen, daß du irgendwie arm wurdest, indem du jene Verbindlichkeiten erfülltest, welche dich an eine so unendlich geliebte Seele wie Maria ist, ketteten; wohl aber sage ich, daß, wenn du nicht arm wurdest, der Grund hiervon wahrlich nicht in der Kargheit der Gaben lag, welche du ihr spendetest, sondern in deiner unendlichen Größe, vermöge welcher du sowohl in der Weisheit, als im Reichthumsbesitz hoch über Salomon stehst: „Seht, mehr als Salomon ist hier“ (Matth. 12,42). Aber was Wunder, wenn du niemals arm wirst, da ja die Schätze, welche aus deiner Hand fließen, keine Spenden aus der Schatzkammer sind, wie Salomons Ausgaben, sondern Erzeugnisse eines Goldschachtes, und zwar einer Grube, die unerschöpflich ist!

III.

16. Werfen wir jetzt den dritten Blick von Babylon aus, wo wir noch in der Verbannung seufzen, auf die Heiligkeit unseres Jerusalem, indem wir den E i f e r in's Auge fassen, mit welchem die seligste Jungfrau i h r e r s e i t s sich befleißigte, aus der ihr verliehenen Gnade Nutzen zu ziehen, damit auch wir sie dann preisen und ausrufen: „*Viele Töchter haben Reichtum gesammelt, du hast alle übertroffen.*“ (Prov. 31, 29)

Um aber die Größe dieses Gewinnes zu erkennen, ist es notwendig, zuvor den Bestand des ersten Kapitals zu betrachten, auf welchem der reiche Wucher beruhte.

17. Ich halte es für ganz ausgemacht daß die seligste Jungfrau im e r s t e n Augenblicke ihrer Empfängnis mehr Gnade besaß, als nicht bloß irgend ein Heiliger auf Erden, sondern auch irgend eine Seraph im Himmel im letzten Augenblick seines Erwerbes inne hatte.

Man kann dies nicht in Abrede stellen, ohne der Gottesmutter ein offenbares Unrecht zu tun, weil sowohl alle Männer der heiligen Wissenschaft hierin einer Meinung sind, als auch weil die heilige Schrift selbst deutlich uns zum Glauben an diese Wahrheit einzuladen scheint, indem der Psalmist sagt: „*Seine Grundfesten sind auf den heiligen Bergen; es liebt der Herr Sions Pforten mehr als alle Zelte Jakobs.*“ (Ps. 86, 1,2) Schauet, wie hoch jene wunderbar erhabenen Geister emporragen, welche wir gleich gewaltigen Bergen anstaunen! Auf ihren S p i t z e n steht der Grund des herrlichen Baues der seligsten Jungfrau Maria. Sie fängt da an, wo die anderen alle aufhören. Und der Herr liebt viel mehr die P f o r t e n, das heißt, die Anfänge jenes überaus hohen Bauwerkes von Sion, als alle schon vollendeten Gezelte Jakobs.

Staunt ihr über diesen Satz, so benimmt der Herr selbst euch alles Staunen durch eine noch wunderbarerere Erscheinung, indem er euch sagt, daß alles dieses seinen Grund einzig darin hat, daß Er in Maria's Schoß Mensch geworden: „*Der Mensch, der Gottmensch nämlich, ist in ihm geboren*“ (Ps. 86, 5); und daher gebührte es sich wohl, daß er Sion mit all der Pracht baute, die einem Könige, wie Er, sich geziemt: „*Selber hat es gegründet der Allerhöchste.*“ (3. Kg. 5, 17).

18. Als der König Salomon seinen so berühmten Tempel baute, machte er es nicht wie andere Bauherren, welche in den Grund jede Art von Steinen ohne besondere Auswahl und Ordnung werfen; er verwendete vielmehr hierzu nur Steine, welche, sei es wegen ihres Stoffes oder wegen ihrer Größe, von ausgezeichnetem Wert waren: „Der König befahl, herbeizuschaffen große Steine, kostbare Steine zum Grunde des Tempels“ (3. Kg.5,17).

Aber welche Verschwendung war dies doch, daß man unnützer Weise Steine von so großem Wert unter die Erde vergrub! Wollte vielleicht der so weise König hier die Natur nachahmen, welche auch geflissentlich die herrlichsten Metalle in den Schachten und Bergen und die erlesensten Perlen in dem Schoß des Meeres zu verbergen scheint?

Eine solche Vermutung auszusprechen hieße eher scherzen als ernsthaft die Sache erörtern. Ich fürwahr, wenn mir nicht bekannt wäre, daß der Meister jenes wundervollen Baues am Ende kein anderer als Gott selbst gewesen, würde es schwer begreiflich finden, daß die Verschwendung bei diesen in den Grund geworfenen Steinen dem Werk nicht fast eben so viel Lob entziehen sollte, als ihm die Pracht seiner Mauern erwarb, in welchen selbst die Sonne ihre Strahlen, wenn sie darauf fielen, von dem Glanz des Goldes beinahe verdunkelt sehen mußte.

Aber vernehmt hier die zweifelsohne richtige Erklärung dieses tiefen Geheimnisses.

Jener alte Tempel war bekanntlich das Vorbild eines anderen, nicht leblosen, sondern lebendigen Tempels, in welchem, wie in seiner lieben Behausung, der Herr der Herrlichkeit neun Monate lang seine Wohnung nehmen wollte; er war ein Vorbild der seligsten Jungfrau Maria. Um nun den Wert jener Gnade anzudeuten, welche Maria gegen alle Gewohnheit schon bei ihrer Empfängnis gleichsam als Grundbau zu erhalten hatte, befahl Gott, daß der Tempel, welcher sie vorbildete, auch gegen alle Gewohnheit mit einem reichen und kostbaren Grundbau versehen sollte; und man darf demnach einen Aufwand nicht verschwenderisch nennen, der zur Herstellung eines so würdigen Schattenrisses diente.

19. Indessen – so viel ich auch rede, ist es mir doch nicht möglich, euch den hohen Wert jenes ersten Gnadenkapitals, mit welchem Maria wucherte, klar zum Verständnis zu bringen, wenn ich euch dasselbe nicht so zu sagen in Teile zerlege; denn außerordentlich große Geldsummen haben das Eigene, daß sie auf einem Haufen gesehen, niemals so gewaltig erscheinen, als sie in der Tat sind, und daß sie erst in ihrer ganzen Größe erkannt werden, wenn man Taler um Taler zählt.

Machen wir demnach folgende Erwägung.

20. Es ist unzweifelhaft, daß die Zahl der Engel so sehr allen Glauben übersteigt, daß unsere Arithmetik keine Ziffern hat, um sie berechnen zu können: „*Ist eine Zahl wohl seiner Heeresscharen?*“ (Job 25, 3)

O wie sehr würdet ihr euch täuschen, wenn ihr meint, daß ihr jene himmlischen Streiter Mann für Mann gleichsam zur Heerschau in euren kleinen Geist herabrufen könntet! Der große Dionysius, der bekanntlich von dem heiligen Apostel Paulus selbst unterrichtet wurde und daher von ihm, der ja Augenzeuge gewesen, dies sehr wohl wissen konnte, schreibt, daß nicht bloß die einzelnen Streiter, sondern sogar die Scharen jener seligen Geister, welche in den verschiedenen Rangstufen sich finden, ihrer Zahl nach für unsere irdische Erkenntnis vollkommen unerfaßlich sind: „Die seligen Heerscharen und höheren Geister übersteigen das Maß unserer schwachen Erkenntniskräfte.“ (S. Dionys. Areop. In Coelest. Hierarch.)

Diese Worte, von dem heiligen Thomas wohl erwogen (S. Thom. II. p., q. X, art. ult.), veranlaßten diesen großen Kirchenlehrer zu der Behauptung, daß die englischen Wesen alle körperlichen Dinge an Menge so sehr übertreffen, als unter den körperlichen Dingen selbst die höheren, die Himmel nämlich, an Größe und Umfang die niederen übersteigen. Es ist dies ein Mehrheitsverhältnis, das über alle Berechnung hinausgeht.

Nach dieser Voraussetzung muß man also annehmen, daß die Engel zahlreicher sind als alle Sterne am Himmel, als alle Sandkörnchen im Meere, als alle Atome in der Luft. Obwohl indessen ihre Zahl so groß ist, bilden sie doch nicht eine wirre Masse wie die Sandkörner und die Atome; sondern mit ihrer Menge verbindet sich die schönste Ordnung, vermöge welcher immer jeder stufenweise über den andern sich erhebt, gleichwie (bemerkt der englische Lehrer weiter) bei den Zahlen zwei höher steht als eins, drei höher als zwei, vier höher als drei und so fort und fort, eine Ziffer die andere durch ein größeres Mehr übertrifft. (cf. Suar. Lib. I. de Angel. c. XI, n. 13)

Überdies entsprechen den Gaben ihrer Natur auch jene, welche sie durch G n a d e erhalten haben, so daß wir diejenigen von den Engeln, welche in der natürlichen Ordnung mit mehr Vollkommenheit begabt sind, auch in der übernatürlichen Ordnung mit einer größeren Gnade bereichert sehen.

21. Aber wozu diese ganze Darlegung? werdet ihr fragen.

Wozu? Geduldet euch ein wenig, und ihr werdet euch, sofern ich nicht ganz irre, klar überzeugen, daß ich es gemacht habe, wie der Falke, welcher zwar in den Lüften kreist, aber doch keine Zeit verliert, weil er durch seinen Kreisflug nichts Anderes bezweckt, als sich immer mehr Stoßgewalt zu geben, um dann plötzlich auf seine Beute herabzuschießen.

Wenn die Engel, wie oben dargelegt wurde, ohne Zahl sind, wenn ein Engel stets vollkommener als der andere seiner Natur nach ist, und wenn, je mehr einer den andern der Natur nach an Vollkommenheit übertrifft, desto reicher auch verhältnismäßig die ihm zugewendete Gnadenmenge erscheint, so folgt daraus, daß, so klein ihr auch den Grad der Gnade in dem untersten Engel voraussetzen wollet, demselben in dem höchsten Engel doch eine unglaubliche Größe entsprechen muß.

Der heilige Michael, welcher der allgemeinsten Meinung nach der Fürst aller Engel, das Haupt der Seraphim ist, muß demnach wenigstens so viele Grade der Gnade besitzen, als es Engel gibt, welche ihrer Natur nach unter ihm stehen, - also unzählige.

Nehmet ihr aber an, daß jener Niederste unter den Engeln, von dem wir eben sprachen, nicht bloß mit einem einzigen Grade der Gnade, sondern mit vielen tausenden begabt ist (wie man in Anbetracht der Vollkommenheit jeder englischen Natur wirklich zugestehen muß), sehet ihr dann nicht, wie sehr sofort der Gnadenreichtum jenes obersten Engels wächst, welcher der Führer der ganzen erhabenen Heerschar ist? Gleichwie, wenn die Astronomen ihre Grade verzeichnen, derselbe Grad, welcher auf unserer Erdkugel im größten Kreise keinen weiteren Raum als sechzig Meilen Landes einnimmt, auf den größten Kreis dort oben am höchsten Himmel übertragen einen so gewaltigen Raum faßt, daß er jede Vorstellungskraft übersteigt.

22. Und nun bin ich endlich auf dem Punkt angekommen, wo ich euch zeigen kann, was ich euch versprochen habe: die Größe des ersten Kapitals, welches die seligste Jungfrau Maria besaß. Es genüge euch zu bedenken, daß die e r s t e Gnade, welche ihr verliehen wurde, die l e t z t e Gnade des Höchsten aller Engel überstieg. Urteilt demnach, ob sie wirklich reich und groß gewesen!

Möge euch aber nicht die Lust anwandeln, etwa weiter und eingehender zu forschen: **um wie viel** sie jene überstieg. Denn ich habe den Mut nicht, euch hierauf zu antworten. Fraget den, der sie spendete; er allein kennt ihre Größe; er allein hat sie berechnet.

Ich meinerseits will lieber den unterbrochenen Faden wieder aufnehmen.

Aber da sehe ich, daß ich schon eine weite Strecke zurückgelegt habe und doch befinde ich mich noch immer am Anfang meines Weges. Folget mir indessen weiter mit den Gedanken und werdet nicht müde, denn ich will euch in ein weites tiefes Meer führen, wo wir, wenn am Ende nichts anderes zu tun sich findet, dreist den Entschluß fassen werden, alle zugleich in einem süßen Schiffbruch des Staunens unterzugehen, um uns in der unerreichbaren Heiligkeit Maria's ganz zu versenken.

23. Die erste, schon so unermessliche Gnade wurde dann der seligsten Jungfrau jeden Augenblick verdoppelt. Ich könnte dies als zweifellose Wahrheit voraussetzen; denn da eben diese Verdoppelung auch allen Engeln zuteil wurde – während der kurzen Zeit, innerhalb welcher auch sie ihr Leben der Prüfung zu bestehen hatten, - wie wäre es möglich, daß sie an Maria, der Königin der Engel, nicht in noch ausgezeichneterer Weise hervorträte?

Albert der Große hielt es für eine sich ganz von selbst verstehende Wahrheit, daß man keinem Wesen, das niedriger steht als Maria, irgend einen Vorzug zusprechen könne, den man nicht zugleich auch ihr zuschreiben müßte: Es ist ein Grundsatz, der von selbst klar ist, daß der seligsten

Jungfrau alle Gnaden der Heiligen in vollkommener Weise verliehen worden sind. (Albert. M. Lib. De B. Mar. c. LXIX-LXXII)

Nichts desto weniger – weil sich auf diese immerwährende Gnadenvermehrung meine ganze Darstellung wie auf ihre Grundlage stützt, ziehe ich es vor, sie hier nicht einfach vorauszusetzen, sondern zu beweisen.

24. Es läßt sich nicht leugnen, daß die seligste Jungfrau beflissen gewesen sei, im möglichst schnellen Fortschritte stets neue Gnadenerwerbungen zu machen; denn da sie frei von jeder sündhaften Neigung war, so ging sie ohne Widerstand vorwärts.

Ich will mich deutlicher mittelst eines Gleichnisses erklären, das sonnenklar ist.

Seht ihr nicht, mit welcher unglaublicher Schnelligkeit unser Sonnenlicht bis an die entferntesten Grenzen des Erdballs dringt? Eine Kanonenkugel, obwohl auf des Feuers Flügeln getragen, fliegt in einer Minute nicht weiter als drei (italienische) Meilen. Dies ist die Berechnung, welche die erfahrensten Geschützmeister wiederholt gemacht haben. Nach derselben Berechnung würde sie, wenn sie stets gleichmäßig flöge und niemals ermüdete, innerhalb einer Stunde nicht mehr als hundertachtzig Meilen machen. Das Licht hingegen kommt in weniger als in einem Augenblick nicht bloß von einem Ende des Horizonts zum andern, sondern könnte auch eben so schnell die neunhundertvierunddreißig Millionen Meilen durchfliegen, welche die Entfernung zwischen den beiden Polen der Welt bilden.

Woher nun bei dem Licht eine so außerordentliche Schnelligkeit – ohne Vergleich größer, als wir sie sonst irgendwo finden? Der Grund liegt darin, daß das Licht auf seinem Wege keinen Widerstand zu überwinden hat. So weit auch immer die Erde sich erstrecken mag, nichts gibt es, was ihm sich widersetzt, und darum gelangt es in einem Augenblick an sein Ziel, weil es ohne Hindernis sich bewegt.

Ein ähnlicher Unterschied nun besteht zwischen dem Wirken der seligsten Jungfrau und dem Wirken, wie es uns anderen Sterblichen eigen ist.

Wenn unter uns auch jemand sich findet, der mit großen Schritten oder sogar auf Flügeln zur Heiligkeit eilt, so bewegt er sich doch nie mit vollendeter Geschwindigkeit; denn sein Lauf, sein Flug trifft stets auf einen Widerstand, der ihm Zögerung bereitet; er trägt in sich den Hang zur Sünde, jene böse Neigung der eigenen verderbten Natur, vermöge welcher er nicht Gott, dem wahren Mittelpunkt der Seele, sondern sich selbst zustrebt.

Bei der seligsten Jungfrau war dies nicht der Fall. Denn da sie von dem ersten Augenblick ihrer Empfängnis an ganz frei von jeder sündigen Neigung war, so stieß sie nie auf einen Widerstand, der sich ihrem glücklichen Fortschritt in den Weg gelegt hätte.

Gleichwie sie daher im Reiche der Gnade das erste Geschöpf war, welches aus dem Munde des göttlichen Wortes hervorkam: „Die Erstgeborene aus dem Munde des Allerhöchsten“, und wie das erste Geschöpf im Reiche der Natur, welches aus demselben Munde hervorging, das Licht war; so war Maria auch hierin, daß ihre Verdienste in einem Augenblick auf das Schnellste sich ausbreiteten, dem Lichte überaus ähnlich.

Sehet demnach, worauf die hohe Überzeugung sich gründet, welche die andächtigen Verehrer der Gottesmutter von deren Verdiensten haben, indem sie behaupten, daß sie jeden Augenblick die ihr verliehene Gnade verdoppelte. Einerseits ist die innewohnende Tugendfertigkeit, verbunden mit dem einwirkenden Gnadenbeistand, wie die Schulen sagen, eine vollkommen hinreichende Kraft, um eine Tat hervorzubringen, welche ihrer inneren Mächtigkeit nach der schon vorhandenen Tugendfertigkeit gleichkommt; und andererseits war die seligste Jungfrau, weil von keinem Hindernisse berührt, so tätig, als sie nur konnte, und ließ nie, auch nur für einen Augenblick, das reiche Talent vergraben, welches Gott ihr fort und fort vermehrte, um damit zu wuchern.

Daraus folgt, daß Maria mit dem zweiten Akte das Verdienst des ersten verdoppelte, die Tugendfertigkeit doppelt mächtig und so sich fähig machte, durch den dritten Akt das Verdienst des

zweiten wieder zu verdoppeln.

25. Ich sehe wohl ein, daß diese Darstellung kein Licht für jedes Auge ist, aber was liegt daran? Um die Sache recht zu erklären, muß mir hier eben der Umstand dienen, daß ich nicht vollkommen verstanden werden kann. Wer eine derartige Berechnung nicht gänzlich begreift, möge sich nur freuen, daß die Herrlichkeiten der seligsten Jungfrau seinen Verstand übersteigen oder seine Fassungskraft verwirren, und möge um so mehr das lieben, was er nicht begreift, um eines Tages desto besser verstehen zu können, was er gegenwärtig zu lieben sich begnügt.

Nichtsdestoweniger will ich jedes Mittel versuchen, um euch diese unermeßliche Gnadenvermehrung womöglich noch anschaulicher zu schildern.

26. Ein ausgezeichnete Reitmeister hatte durch seine Kunst einem jungen Rosse alle jene Vorzüge beigebracht, deren ein zu edlem Dienste bestimmtes Pferd fähig zu sein pflegt, und bot es dann zum Kauf an. Bei der ersten Vorführung zeigte sich dasselbe so vortrefflich, daß ein Mann von hohem Adel es um jeden Preis an sich bringen wollte, und dem Besitzer sogleich jede Summe, die er verlangen würde, u bezahlen versprach. „Herr!“ entgegnete der Reitmeister, „ich schätze das Pferd, das Sie begehren, so hoch, wie einst Alexander seinen Bucephalus. Um es mir nach seinem wahren Wert zu bezahlen, würde ein Landgut nicht hinreichen. Wir wollen es daher, wenn es Ihnen gefällt so machen: ich schenke Ihnen alles Übrige und Sie bezahlen mir von dem Pferd nichts als die Hufnägel, unter der Bedingung jedoch, daß der erste bloß einen Gulden koste, der zweite zwei, der dritte vier, der vierte acht, der fünfte sechzehn und so weiter, indem bis zum letzten der Preis jedes Nagels immer verdoppelt wird.“

Der Edelmann lächelte und nahm, mehr im Kriege als im Rechnen gewandt, den Vorschlag bereitwillig an. Er glaubte auf diese Weise das Pferd nicht zu bezahlen, sondern um einen Spottpreis zu gewinnen. Als aber die Berechnung gemacht wurde, fand es sich, daß der zweiunddreißigste Nagel, der unter der Bedingung bezahlt wurde, daß der nächstfolgende immer das Doppelte des vorhergehenden kosten sollte, auf die ungeheure Summe von 214,748,364 Gulden stieg, - ein Geldsumme, wie sie gegenwärtig wohl in keiner Kasse eines Privatmannes, ja nicht einmal in der Kasse aller Fürsten von Europa zusammen genommen bar vorhanden ist.

Hier wünsche ich nun, verehrte Leser, daß ihr, wenn ich so sagen darf, insgesamt eben so gute Rechner seiet, als ich euch für fromm halte; denn keiner geringeren Geübtheit bedarf es wohl nun meinen Gedanken recht zu verstehen. Indessen, wenn ihr mit der Feder nicht den Rechenkünstler machen könnt, so versucht es wenigstens mit der Hand.

Setzet euch vor eines jener Schachbretter, auf welchem ihr im Spiel vielleicht mehr als einmal das beste Gold, ich meine das unwiederbringliche Gold der Zeit, verloren habet, - und machet es so: auf das erste jener vierundsechzig Felder, in welche das Schachbrett geteilt ist, setzet einen Sack voll Getreide, auf das zweite zwei, auf das dritte vier, auf das vierte acht und so weiter, immer die Zahl verdoppelt bis zum letzten Feld – wie ich oben schon erklärt habe; und ich sage euch, daß nicht bloß auf eurer Tenne, sondern nicht einmal in der ganzen Welt so viele Getreidesäcke sind, als das vierundsechzigste Feld, das letzte auf dem Schachbrett, erfordern würde. Denn die Schiffe, welche notwendig wären, um, auf jedes dreitausend Lasten gerechnet, eine so ungeheure Menge Getreide zu laden, würden sich auf nicht weniger als 1,779,199,852 belaufen. Eine solche Zahl von Fahrzeugen hat aber der Ozean bisher noch niemals auf seinem Rücken getragen und wird sie wohl bis ans Ende der Welt niemals zu tragen haben.

Legen wir nun diese nämliche Berechnung zu Grunde, so ist es offenbar, daß die seligste Jungfrau, hätte sie auch bei ihrer unbefleckten Empfängnis von dem ewigen Worte, als erstes Unterpfand jener Mitgift, die dasselbe ihr bereitete, vorläufig nicht mehr als nur einen einzigen Grad von Gnade empfangen (so viel nämlich als ein Kind besitzt, welches unmittelbar nach der Taufe stirbt), doch, selbst wenn sie dieses ihr Kapital nicht öfter als nur in jeder Viertelstunde einmal verdoppelte, schon innerhalb vierundsechzig Viertel-Stunden des ersten Tages oder in sechzehn Stunden, zu einem so unaussprechlichen Reichtum gelangt wäre, daß nicht bloß unser menschlicher Verstand,

der so blöde ist, sondern sogar der Verstand der Seraphim Mühe hätte, die ganze Summe zu überschauen, - eine Summe so endlos, daß man den Atem verliert, wenn man sie aussprechen will. Seht nur, wie oft man absetzen muß, um alle diese Ziffern mit einem Male zu sagen, denn die volle Summe lautet: 18,446,744,073,709,551,616.

Erwäget nun, was herauskommen muß, wenn man nicht bloß einen einzigen Grad von Gnade als erstes Kapital, das der Gottesmutter verliehen wurde, voraussetzt, sondern so viele Grade, als der heilige Erzengel Michael besaß, und mehr noch als dieser: wenn man betrachtet, daß Maria diese Gnade nicht bloß während zweier Drittelteile eines Tages, sondern während ihres ganzen Lebens, also zweiundsiebzig Jahre hindurch – die Zeit, welche sie im Mutterschoße zubrachte, ungerechnet – stets verdoppelte und vermehrte: wenn man bedenkt, daß sie wegen der vollkommenen Herrschaft, welche sie über alle ihre Handlungen besaß, niemals etwas tat, was nicht bewußt oder überlegt gewesen wäre: wenn man endlich voraussetzt, daß, wie bewährte Männer der Wissenschaft lehren, ihr Geist sogar im Schlaf nicht aufhörte, zu verdienen, gleichwie unser Herz selbst im Schlaf nicht aufhört, sich zu bewegen; wer vermag dann je einen so großen Schatz zu beschreiben? Wer vermag ihn zu begreifen?

27. Clavius berechnet, zum Beweis seines großen mathematischen Talentes, die Zahl aller Sandkörnchen, welche notwendig wären, um in voller Rundung den ganzen Raum auszufüllen, welcher von der Erde bis zum Firmament reicht. In der Voraussetzung nun, daß jedes Sandkörnchen so klein sei, daß zehntausend von ihnen kaum einem kleinen Mohnsamenkörnchen gleichkommen, weist er nach, daß die ganze Summe mit einer Einheitszahl, an welche sich eine Reihe von einundfünfzig Nullen schließt, ausgedrückt werden könnte.

Und doch, was wäre dies Alles im Vergleich mit der seligsten Jungfrau? Bei der so raschen und fortwährenden Gnadenvermehrung, welche nicht bloß alle Stunden, sondern beinahe alle Minuten, jeden Augenblick stattfand, müssen wir sagen, daß sie schon binnen einer kurzen Zeit ihres Lebens zu einer so überschwänglichen Ziffer gelangte. Ich bin demnach der Meinung, daß man nicht bloß am Schlusse dieser Lebenszeit, als das ewige Wort persönlich erschien, um an das hehre Bild der seligsten Jungfrau die letzte Hand anzulegen, und wie große Künstler zu tun pflegen, mit eigener Hand des Bildes Namen darunter zu setzen: „*Werk des Höchsten*“ (Ekk. 43, 2), - von ihr sagen konnte, sie sei dem ganzen Himmel an Schönheit gleich: „*Schön bis du und lieblich wie Jerusalem*“ (Hohelied 6, 3); sondern daß man dies auch schon viel früher von ihr sagen mußte, als sie nämlich noch in der Ausarbeitung begriffen war. Und sie besaß deshalb nicht bloß im Augenblick ihres Todes, sondern auch während ihres Lebens eine größere Gnade, als alle himmlischen Bewohner zusammen genommen.

28. So sind wir nunmehr auf die höchste See hinausgekommen. Aber wie soll es uns da ergehen? Liebreichste Jungfrau, erlaube mir, daß ich auf einen Augenblick an dich selbst mich wende! Du sprachst einst von dir, du seiest nicht mehr als ein Wasserbächlein: „*Ich bin wie ein Wasserbach.*“ (Ekk. 24, 41) Aber du tatest wohl, daß du hinzusetzt: ein unermeßlicher Wasserbach. Denn im Vergleich mit Gott, dem Ozean der Heiligkeit, bist du nicht mehr als ein B ä c h l e i n, dies gebe ich zu; aber im Verhältnis zu u n s bist du ein Bach voll u n e r m e ß l i c h e n W a s s e r s; denn es gibt niemand, der sich rühmen könnte, daß er jemals einen so großen Wasserstrom von einem Ufer zum andern durchschritten habe.

Wie sollen also wir, die wir uns jetzt mitten in diesem Strome befinden, wieder aus demselben kommen? Aber das brauchen wir nicht. Deine Liebe, o Maria, hat uns hierher geführt, sie lasse uns auch hier bleiben. Wir werden freudig in diesem Strome uns verlieren, um desto mehr die Allmacht Gottes in dem schönsten Werke zu preisen, das aus ihrer Hand hervorging.

29. Was muß man aber erst sagen, wenn man in Erwägung zieht, daß ich bei jener wundervollen Vermehrung der Verdienste, von welcher ich oben sprach, dasjenige bisher gar nicht in Betracht nahm, was man vielleicht den besten Teil des herrlichen und wesentlichen Gnadenschatzes der Gottesmutter nennen kann, und das immer fruchtbringend sich weiter entwickelt!

Und worin besteht dieses? Es besteht in jener Gnade, welche nicht in Ansehung des Eifers gegeben wurde, den jene höchstbeglückte Seele ihrerseits durch ihre Mitwirkung betätigte, sondern einzig und allein in Ansehung Jesu Christi, der in ihr nach seinem Willen wirkte, was ihm gefiel. (Anm.: Die Schule nennt diese Gnade ex opere operato)

Gewiß, wenn auch diese Gnade noch zu der so vielfach vermehrten Summe gerechnet wird, dann hat nicht bloß die ganze Algebra der Erde, sondern nicht einmal die des Himmels Ziffern genug, um sie vollständig darzustellen, - wenn man nicht in Gottes Geist eindringt, um dort die Ziffern zu entholen, welche daselbst verborgen sind.

Wer vermöchte zu begreifen, wie viele Güter das ewige Wort über Maria ausgoß, als sie ihn das erste Mal in ihrem jungfräulichen Schoß aufnahm? Wie viele, während sie ihn unter ihrem Herzen trug? Wie viele, als sie ihn gebar? Wie viele, als er, vom Tode wieder erstanden, sie nach seinem glorreichen Siege besuchte? Wie viele, als er sie verließ, um zum Himmel aufzufahren? Wie viele, als er vom Himmel herab den heiligen Geist mit allen Strömen seiner reichsten Gaben auf sie nieder sendete? Wie viele endlich, als er in eigener Person herabstieg, um ihren Geist aufzunehmen, der wie ein himmlisches Feuer nicht mehr außerhalb seiner Sphäre bleiben wollte und daher die Erde verließ?

30. Und doch ist noch mehr zu sagen. Denn man nimmt an, daß die seligste Jungfrau nach der Himmelfahrt ihres göttlichen Sohnes noch vierundzwanzig Jahre und einige Monate gelebt habe, während welcher Zeit sie, wie es die damalige Sitte der Gläubigen mit sich brachte, höchst wahrscheinlich jeden Tag die heilige Kommunion empfing. Wenn man daher richtig zählt, wird man finden, daß sie mehr als achttausend achthundert und fünfzig Mal neuerdings ihren Sohn im Sakrament in sich aufnahm.

Nun weiß aber jedermann, daß im heiligsten Altarssakrament die Gnade je nach der Würdigkeit gewonnen wird, mit welcher die Seele zu demselben hinzutritt. Und wenn daher die Würdigkeit der heiligsten Gottesmutter jeden Begriff überstieg, so war nicht minder unbegreiflich der Schatz, welchen ihr göttlicher Sohn aus dem unermeßlichen Schacht seines kostbarsten Blutes stets in ihr Herz gießen mußte, da er unter dem Schleier der geweihten sakramentalischen Gestalten ihr wohl seine sichtbare Gegenwart, aber nicht seine Liebe verbergen konnte.

Mag nun der weise Mann fragen, ob es jemand gibt, der den Mut hat, die Sandkörner im Meere oder alle Wassertropfen, die es auf die Fluren und Berge regnet, zu zählen: „Den Sand im Meere und die Wassertropfen – wer wird sie zählen?“ (Ekk. 1,2) – mir wäre es viel leichter, alle diese Dinge zu berechnen, als nur einen einzigen Teil der Verdienste Maria's. Nein, es gibt kein Tau, das hinreichte, um ein so tiefgehendes Senkblei zu tragen. Nach wenigen Schritten, nahe am Ufer, fände ich schon keinen Grund mehr.

31. Wohl hatte demnach der heilige Johannes von Damaskus Recht, als er die seligste Jungfrau – nicht, wie es ihr Name mit sich zu bringen scheint (Anm.: im lateinischen mare-Maria) ein Meer, sondern vielmehr einen unermeßlichen Abgrund der Gnade nannte; denn jedes Meer kann man am Ende auf irgend eine Weise ausmessen, den Abgrund aber niemals. „Wer hat des Abgrundes Tiefe gemessen?“ (Ekk. 1,2) fragt die heilige Schrift. So sehet ihr denn – nach keiner Seite hin finde ich eine Grenze, und so lasse ich euch, die ihr Maria liebt, wo ich selbst mich verliere. Aus jedem Meere könnte ich vielleicht am Ende euch zu ziehen im Stande sein, - aus dem Abgrunde vermag ich es nicht.

32. Nur will ich schließlich zu bemerken nicht unterlassen, daß die vorgetragene Lehre, die Gnade, welche die seligste Jungfrau besitzt, sei größer als die Gnade aller Heiligen zusammen genommen, der Gottesmutter selbst so wohlgefällig war, daß sie eigens dem Suarez ihren Dank ausdrücken ließ, der unter den Scholastikern zuerst diese fromme Meinung offen aussprach und auf der ausgezeichneten Hochschule von Salamanca verteidigte.

Es gilt mir dies als ein überaus mächtiger Grund, um auch meinerseits ihr zu folgen.

Zwar fehlte es später nicht an solche, welche, den Ansichten eines so großen Mannes wenig zugetan, zu behaupten sich nicht scheuten (denn andere Beweise, um seine Lehre zu widerlegen, standen ihnen nicht zu Gebote), er habe hierin sich fein erfundenen Mutmaßungen hingegeben. Ich indessen weiß, daß die seligste Jungfrau dem Manne, der jene Lehre aussprach, ihren Dank kundgeben ließ; ob sie aber je einem, der dieselbe bestritt, ihren Dank zu bezeigen für gut fand, weiß ich nicht.

Wenn daher eine wissenschaftliche Folgerung, welche mit so viel Nachdenken zur Reife gebracht wurde, welche von so vielen Gründen der Angemessenheit unterstützt, durch die Überzeugung so vieler Väter begünstigt, und dann durch die Zustimmung einer ganzen Schule, wie der von Salamanca, getragen und bestätigt wird, eine fein erfundene Mutmaßung ist, so können wir uns dies gefallen lassen, da Suarez mit so viel Glück schrieb, daß er selbst da, wo er mutmaßte, geradezu in's Schwarze traf.

Freilich ist die seligste Jungfrau auch ein so großes Ziel, daß es, wenn man ihr hohes Lob verkündet, selbst einem Blinden schwer hält, nicht das Richtige zu treffen – geschweige denn einem so gewandten und scharfsinnigen Schützen.

aus: P. Paul [Segneri](#) SJ, Die Andacht zur seligsten Jungfrau Maria, 1858, S. 101-164